

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 12 (1886)
Heft: 11

Artikel: Eine Fabel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-427347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus unserem Tagebuche.

„Wenn die Menschen verrückt werden, fängt es gewöhnlich im Kopfe an!“
Diesen Gedanken scheint heute die ganze zivilisirte Welt zu denken; wenigstens einen andern wüßten wir nicht auf die Nachricht hin, daß Griechenland das Männchen machen wolle.

Heute ist der 25. Sozialist in den deutschen Reichstag gewählt worden. Das freut uns aufrichtig, denn fünfundzwanzig hätten ihm schon lange gehört.

In Frankreich fallen Schüsse in der Kammer und an der Börse. Das werden selbstverständlich nur Vorschüsse sein. Wir warnen die Franzosen, dieselben in Sorge zu halten, sonst kommt am Ende gar der König von Bayern und will auch welche haben.

Die Luise Michel hat Prügel bekommen;
Das haben wir ihr nicht übel genommen.
Doch daß sie nicht mehr ertrag beherzt,
Hat uns geschmerzt.

Der Fürst Bismarck leidet am Reizmatismus. Auf den Antrag einer gewissen Gruppe, ihm denselben als Monopol zu überlassen, haben wir den Rath erteilt, dieß im Hinblick auf die verschnapften Parteien nicht zu thun.

Die englische Regierung ist entschlossen, den Irländern das Recht, sich selbst Gesetze zu machen, nicht mehr vorenthalten zu wollen und will ihnen sogar ein — irrisches Parlament in Dublin zugestehen.

Noch immer ist der Schmuggel
Italiens Schmerzenskind; —
Uns klopfen auch den Büdel,
Die selber schuldig sind.

Neuer Operntext nach alter Melodie.

Alexander: Reich mir die Hand, mein Leben,
Den Frieden schliess mit mir,
Du darfst nicht widerstreben
Ach Gott, ich liebe dir!

Milan: Zwar will ich unterschreiben
Die Friedensbotschaft hier,
Dein Freund kann ich nicht bleiben —
Denn ach, du hautest mir.

Alexander: O hör' auf, mich zu hassen!

Milan: Das würd' mir grad' noch passen!

Alexander: Willst du mich denn verlassen?

Milan: Der scheint es nicht zu fassen.

Alexander: O hör' auf, mich zu hassen u. s. w.

Schreiben der herrschaftlichen Köchin Gulstia Pampertunta an den Bundesrath.

Hochgeehrter Bundesrath!

Da sie gerade eben dabei sind, wollte ich Ihnen nur einige praktische Bemerkungen an Hand und Fuß geben. Sie werden schon errathen haben, daß ich die Branntweinsteuer meune.

Vielleicht richten Sie es nämlich so ein, daß wönigstens beim Militär die Steuer nicht gilt. Denn sonst verlieren sie ganz die Kur-Nage, d. h. sie kommen nicht in Rage und machen unsereunem nicht die Kur. Ich plage mich nämlich schon seit Jahren mit einem Feldwöbel herum. Jedesmal, wenn er etwas trinkt, fängt er an, mir eune Liebeserklärung zu machen. Aber mit eunem Male—schwapp! hört er auf und geht ab.

Dieses kommt aber dahör, weil er wögen die Steuern nicht genug Kur-Nage sich antrinken kann, um seinen Heurathsantrag zu Ende zu halten. Er kauft sich nämlich immer nur für 20 Centimes Kur-Nage, braucht aber 40. Ohne der Steuer würde es auch für 20 langen.

Daßer fort mit Branntweinsteuern für dem Militöre!

Es grüßt freundschaftlich

Gulstia Pampertunta.

Partikular Feusi an den „Rebelspalter“.

Liebwertheste Redaktion!

Ich bin allenweilen noch da, wenn ich auch in jüngsterer Zeit nicht besonders Viel habe von mir vermerken lassen. Aber jegunder luppi's mich fast. Es ist wegen dem Lateinischen. Nicht daß ich höh seige über die Petition. Schon wegen der Namen darunter nicht, wo einem allwäg Respekt genug eingeben, schon mehr angeborenen heillosen. Aber es ist halt doch so eine Sache. Mir liegt etwas mehr am Herzen, als das Lateinische, nämlich das Züritütsche. Ich möchte bezwegen eine Zit. Redaktion ersuchen, sich mit mir in Verbindung zu setzen, — Zählung heißen sie's neumodisch, aber unappetitlich, — um damit wir eine Petition veranstalten für einen züritütschen Professor. (Nei nei, Spaß apportement! Die Landwirthe wollen ja auch einen Vuurenprofessor vom Schulrath haben.) Ich frage nur: Soll das Schwyzer- resp. Züritütsch ufersterben? Frage zwei: Ist es nicht schon am Ufersterben? Antwort: Ja bidenklich! — Wir müezen einen Lehrstaul haben, wo die Buben das Hochbüsch verlernen. Nur muß dann der Professor eine yfuge Nüstung geliefert bifommen, wo ihr für den nütachtenden Blicken seiner „höheren“ Kollegen aus dem jebratnen Zans-Land schügt. Aber ich sage noch einmal, ist es nicht himmeltruurig, wenn man die Buben reden hört? Sie sagen einander wohl noch „Schlötterlig“, aber sie kennen das Wort nicht mehr. Sie „verheien keine Guttern“ mehr, sie „verschlönd Fläsche“, sie werden in keinen „Chasten“, sunderen in den „Schrant“ gesperrt. Ob man noch neimen ein „goppel au“ ghört? Ja, chait lose! Aus dem „Periepolis“, wie uns ein Gelehrter hieß, ist öppen ein „Selbstverständlichopolis“ geworden. „Drezis“ heißt „akturat“. Churz und guet, das Herz thuet es einem abstoßen, wie es abbröckelt an unferer herrlichen Sprache. Ich komme dann in der Petition auf den Zamer noch einmal zuru. Vorläufig hab' ich Sie auf das Laufende gebracht und Sie können d'ran unen studiren im Intresse Ihres ufrichtigen

Feusi, züritütscher Partikular.

Zeitbild.

Mir isß um viel Wind macherlich
Und Kreditorauslacherlich,
So wunderbarlich gründerlich,
Und neue Schlich erfinderlich;
So gar nicht sehr arbeiterlich,
Wiel lieber werdend pleiterlich;
Nur 10% zahlerlich
Und dabei immer prahlerlich;
So auf die Leute pleiferlich,
Ein Wischen auch ausschweiferlich,
Gar nicht besonders sparerlich,
Wiel lieber Droschken fahrerlich;
Im Nothfall billemehmerlich,
Fortspringen ganz bequemerlich,
So ganz begeistert feierlich
Und Besserung wollend feierlich
Und nicht besonders bangerlich
Von Neuem gern anfangerlich.
Und Jedermann, der glaubt es
Und wär es glaubt, den haut es
Wie sich's gehört.

Ein Fabel.

Zwei Männer gelobten feierlich ein Ziel zu erreichen. Der Eine ging zu Fuß, der Andere setzte sich auf das hohe Roß. Der Eine zog „hüft“, der Andere „hott“, denn, weil die Erde rund ist, so müssen sie ja doch Beide an's Ziel kommen.

Das ging eine Weile ganz gut; nur mit dem Unterschied, daß, wenn der Eine auf hohem Berge stand, Dieser auf dem Meere schwamm; wenn der Eine hungerte, der Andere schwelgte. Auch mit dem Wetter trafen sie es nie gleich, ja es kam sogar vor, daß der Eine Tag hatte und der Andere Nacht. Und so bildete sich auch Jeder sein eigenes Urtheil und ward ein Wetterprophet für sich, leise hoffend, wenn er wieder nach Hause komme, werde man ganz allein ihm das Wetter anvertrauen.

So marschirten sie und die Zeit that das ihre. Unverhofft hielten sie ihren Einzug in der Heimat, der Eine von „hüft“, der Andere von „hott“. An dem Ziel aber sind Beide vorbeigegangen, denn sie waren sich fremd geworden. Und was das Schlimmste, in der Heimat wehte immer noch der gleiche Wind und sie propheteten, aber Niemand glaubte ihnen mehr.